

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

304 (30.12.1927) Die Mußestunde (Zum neuen Jahre)

trummelte einen Afrikaner. Geproste. Getrampel. Hallo! Irgendwer schmiß mir ein Stuhlbein in den Rücken.

Es wurde 2, 3, 4, 5 Uhr, der Nigger lag Stine, Wulper meiner kleinen Stine quer über den Bauch.

Ein dreckiger Morgen kroch durch die Gardinen. Es lag einem etwas giftig hinter der Zunge. Die Bande schnarchte wie in einem Blechtopf. Ich riß die Lucke auf: Glück auf neues Jahr!

Friedr. Möllenhoff: Studentenstreich

Professor Huber, der sehr reich ist, hatte am Silvesterabend große Gesellschaft. Wir, das sind Hermann Ullmer und ich, haben gegen Ende des Quartals kein Geld mehr. Wir können das Mittagessen nicht mehr bezahlen, vom Abendessen gar nicht zu reden. An jenem Abend hatten wir weder Geld noch Kredit. Wir standen, kurz und einfach gesagt, vor dem Hungertode und beschlossen, Hubers Silvestergesellschaft zu besuchen. Wir kennen Huber nicht. Aber Hermanns Wirtin ist irgendwie mit einem Dienstmädchen von Huber verwandt, und da erfuhren wir auf Umwegen, wann die Gesellschaft bei Huber anfing. Auch, daß etwa dreißig Leute geladen waren. Da kam es doch auf zwei mehr oder weniger gar nicht mehr an.

Der Diener bei Dr. Huber öffnete die Türe und führte uns in die Garderobe. Wir legten ab. Dann gingen wir in den Salon. Der Doktor hatte so ulkige Angewohnheiten, daß ihm jedes Kind auf der Straße kannte. Stets trägt er einen großen Hut und geht nicht auf dem Bürgersteig, sondern immer mitten über die Straßen. Die Kinder die das wissen, fahren ihn oft mit Fahrrädern an, was ihm aber gleichgültig ist.

Hermann, frech wie immer, schritt gleich auf ihn zu und begrüßte ihn. „Wir sagen Ihnen unseren besten Dank für die freundliche Einladung, Herr Doktor,“ sagte er.

„Ah, guten Abend, Herr... Wie war doch Ihr werter Name?“ sagte Herr Huber. „Sie wissen schon, ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis.“

Wir nannten unsere Namen, worauf der Doktor uns auch mit seiner Gemahlin bekannt machte. Der übrigen Gesellschaft wurden wir dann auch vorgestellt. Von dieser kannten wir nur Herrn Meyer und Herrn Schumann, die wir aber beide nicht leiden können. Diese waren tatsächlich eingeladen und hatten tadellose Manieren. Wir beide haben auch allerlei Manieren, wenn wir sie auch meist nicht benutzen.

Das das Eßzimmer neben dem Salon lag hatten wir sehr bald entdeckt. In einem unbewachten Augenblick gingen wir hinüber. Neben jedem Teller lag ein Kärtchen mit einem Namen. Wir suchten die Kärtchen von Herrn Meyer und Herrn Schumann heraus und legten statt ihrer Kärtchen, andere, die mit unseren Namen fein säuberlich beschrieben waren. Dann erschienen wir mit einer Anzahl neu angekommener Gäste wieder in dem Salon, wir mischten uns in das Gespräch, vor allen Dingen, um unsere Tischdamen kennen zu lernen.

„Was meinen Sie zu der Relativitätstheorie?“ sagten wir zu einem dicken Herrn, der hilflos und allein im Salon stand. — „Ich bin auch noch nie hier gewesen,“ sagte der Herr und wurde verlegen. Wir lächelten. „Sie sind aber anscheinend recht gesund,“ sagten wir und prüften den kleinen, dicken Herrn prüfend. — „O ja, ich danke sehr.“ — „Auch wir fühlen uns ganz wohl,“ sagten wir, „wir würden uns aber noch wohler fühlen, wenn Sie uns mitteilen könnten, wer Fräulein Kortendieck und Fräulein Asmus sind.“ — „Jawohl, das kann ich,“ sagte der dicke Herr eifrig und zeigte uns die beiden Damen. — „Es sind nämlich unsere Tischdamen,“ erklärten wir. — „Ich sitze neben Fräulein Kortendieck,“ sagte der kleine, dicke Herr und machte ein sehr betrübtes Gesicht. — „Sie lieben wohl Fräulein Kortendieck nicht?“ sagten wir und machten mitleidige Gesichter. — „Ach nein, gar nicht,“ sagte der dicke Herr und zeigte sie uns noch einmal. Wir mußten ihm daraufhin recht geben.

Dr. Huber führte die Gesellschaft nun zu Tisch und wir verabschiedeten uns von dem dicken Herrn. „Sie will sich nämlich mit mir verloben,“ sagte er zum Abschied, und im linken Auge be-

merkte man eine Träne. — „Tup Sie das nicht,“ sagten wir und schüttelten ihm kräftig die Hand. — „Was will ich aber machen?“ sagte er und ging innerlich gebrochen davon.

Wir gingen zu Fräulein Kortendieck und Fräulein Asmus. Die Damen waren sehr erstaunt, uns zu sehen. Sie hatten wahrscheinlich auf andere Herren gerechnet. Außerdem kannten sie uns ja nicht. —

Mittlerweile hatten die meisten Leute ihre Plätze gefunden. Hermann saß mir gegenüber. Der kleine, dicke Herr mit Fräulein Kortendieck saß weiter oben. Um den Tisch liefen nur noch Herr Meyer und Herr Schumann herum, die wir beide nicht leiden können.

„Die sind wohl in die falsche Gesellschaft geraten,“ sagte Hermann, „die sind wohl gar nicht eingeladen.“

„Das glaube ich,“ sagte Fräulein Asmus.

Dr. Huber entdeckte die beiden Wandervögel, die immerzu um den Tisch liefen und keine leeren Plätze mehr finden konnten. „Ein unglaubliches Versehen,“ entschuldigte er sich. — „O bitte sehr, Herr Doktor,“ sagten die beiden Herren. Dr. Huber holte nun seine Frau und man beriet gemeinschaftlich was zu tun sei.

„Solche Leute müßte man eigentlich hinauswerfen und ihre Namen öffentlich bekannt geben,“ sagte Hermann zu seiner Nachbarin. — „Glauben Sie, daß die Herren tatsächlich nicht eingeladen sind?“ fragte die Dame. — „O, ganz gewiß, es gibt solche Leute,“ entgegnete Hermann und nahm eine große Menge von dem Heringsalat, der ihm von dem Mädchen gereicht wurde. Wir aßen uns sehr satt, denn wir hatten zu Mittag nichts gehabt. Herr Meyer und Herr Schumann bekamen Plätze am Ende der Tafel, wo die Schüsseln zuletzt gereicht wurden. Wir haben sehr geschimpft auf gewisse Schmarotzer, die sich selbst einladen, aber man war allgemein überzeugt, daß hier nur ein Versehen von Dr. Huber vorliegen könne. Dieser Mann ist tatsächlich sehr vergeßlich. — Beim Abschied sagte Frau Dr. Huber, sie hätte sich sehr über unseren Besuch gefreut, und wir bedankten uns vielmals für die Gastfreundschaft. Wir waren ja satt, so daß wir kaum gehen konnten. Dann gingen wir mit Herrn Meyer und Herrn Schumann nach Hause, weil wir den gleichen Weg zurückzulegen hatten. Diese beiden Herren waren etwas enttäuscht von dem Abend. Wir trösteten sie jedoch, indem wir ihnen von dem kleinen Herrn und Fräulein Kortendieck erzählten. Beim Abschied schüttelten wir uns fest die Hände. — Wenn nichts besonderes passiert, werden wir bei nächster Gelegenheit Hubers Gesellschaft wieder besuchen. Man amüsiert sich sehr gut, kann sich unentgeltlich sehr satt essen, und die Gesellschaft ist wirklich sehr nett. — Und wir sind doch so gern in netter Gesellschaft, weil wir nie Geld haben.

Der Silvesterhering

An den verschiedensten Fest- und Gedenktagen des Jahres sind in den einzelnen Teilen Deutschlands die mannigfaltigsten Bräuche üblich. Da bleibt der Silvesterabend nicht ausgeschlossen, und an ihm spielte der Hering seit langer Zeit eine große Rolle. Früher waren die Bräuche immer urwüchsig und orastisch. Auch der Brauch, der mit dem Hering verbunden war. So wurde in Limburg z. B. früher in der Silvesternacht ein Hering an die Tür der Kirche gehängt und Alt und Jung des Büdchens versammelte sich und man sprang nach dem Hering und suchte ihn zu schnappen. Auch zum Prophezeien wurde der Hering in der Silvesternacht benutzt. So warf man z. B. die „Herjngseele“ nach dem Essen an die Decke, und wenn sie hängen blieb, dann wußte der glückliche Heringwerfer, seine Seele würde einmal in den Himmel kommen und er war beruhigt.

In Dörfern und kleinen Städten kennt man ja auch heute noch Sitten und Bräuche aus alter Zeit. Aber je mehr das hastende Leben unserer Tage einzieht, um so mehr schwindet der Sinn für eine originelle Gestaltung der Tage. Mit der wenn auch oft burschikosen Art der Bräuche schwindet zugleich leider auch jede Poesie. Man wird schön zivilisiert und ist am Silvesterabend recht manierlich seinen Heringsalat.

Verantwortlicher Schriftleiter Hermann Winter Karlsruhe (Baden)

ZUM NEUEN JAHRE

52. Woche / 47. Jahrgang / „Die Muhestunde“ Unterhaltungsbeilage des Volksfreund · Karlsruhe, 30. Dezember 1927

Ludwig Lessen: Zeitenwende

Zeitenwende. Durch Frost und Flocken Schwingen und klingen und singen die Glocken. Neue Zukunft breitet ihr Land, Neue Hoffnung schlägt schimmernde Brücken! Und wir schreiten mit leuchtenden Blicken, Reichen einander die Bruderhand!

Zeitenwende. Durch Locken und Girren Tönt es wie Kampfruf und Schwerterklirren, Brand's wie Brausen vor nahender Schlacht! Was wir mit knirschenden Zähnen getragen, Werfen wir von uns! Der Morgen will tagen: Die ihr noch schlummert in Träumen, erachtet!

Zeitenwende. Gestachelt vom Harne Quälender Nöte erheben die Arme Tausend und Tausend: der Richtigtag bricht an! Vorwärts! Wir stürmen die Schranken! Wir schw Hoch unser Banner! Den Sieg zu erringen Hilfe uns jauchzend, wer helfen kann!

Zeitenwende — es wanken die Welten . . . Richten und Rächen und frohes Vergelten Geht durch die Lande, den Festkranz im Haar. Und durch des Winters Fröste und Flocken Schwingen und klingen und singen die Glocken Dir entgegen, du werdendes Jahr!

Paul Piechowski: Silvester

Das Dunkel einer Silvesternacht übt einen unwiderstehlichen Zauber auf uns aus. Unsere Augen möchten da hineindringen, möchten wissen, was dahinter liegt. Aber vergeblich ist alles Sehen und Suchen. Verschlungen bleiben die Kammern der Zukunft. Undurchdringlich ist die Wolkenwand dieser Nacht. Nur Hoffnung und Vertrauen tragen uns hinüber, und unsere Wünsche schweifen, stürmen ins Land des Kommenden, mit jenem lodernen Glanz, mit dem wir Sterne im Weltraum verglühen sehen.

Doch so unergründlich dunkel die Zukunft vor uns liegt, so klar und deutlich die Vergangenheit. Sie schaut uns aus hellem, alles wissendem Auge an. Sie steigt vor uns auf in der geheimnisvollen mitternächtigen Stunde des alten Jahres. Was alles wird nicht in uns lebendig! Alles durchleben wir noch einmal in der Innenschau unserer Seele. Unsere Seele öffnet sich dem Gewissen, Ihren Tiefen entströmt das Lied des Lebens, das immerwährend gewoben wird aus Last und Lust, aus Glück und Schmerz. Unserer Seele entströmt es wie große Freude, die gewesen ist und die leise in uns nachklang in den Wellenringen der Tage. Und unsere Seele durchschüttelt es wie verhaltenes Weinen in den Tönen der Klage.

Dahindurch aber hören wir immer das Ticken der Zeiteuherr: Alles vergeht — alles vergeht! Dem einen wandelt sich dieser Klang zu Trauer, daß die Stunden des Glücks so flüchtig zerrinnen wie Schaum und Traum in den Wogen der Zeit. Dem anderen wandelt sich dieser Klang zum Trost: Gott sei Dank, daß dieses Jahr zu Ende geht! So wallt und braust es in uns durcheinander, da die Silvesternacht uns in ihre weichen Arme nimmt.

Weich und warm durchrieselt es unsere Seele, und vielleicht — im Stillesein der Nacht — durchflutet uns jene Erkenntnis, daß nicht

das, was uns selber traf, das Schwerste gewesen ist, sondern vielmehr das, was wir versäumt an anderen. Vielleicht, daß dann, da wir in Schuld und Sühne ringen, jenes Lied der Dichterin in seiner erlösenden Kraft an uns zum Heiland wird:

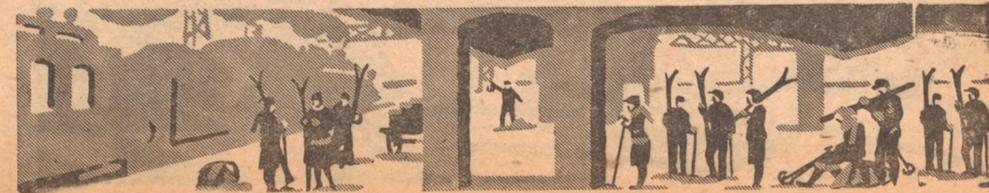
Dann erst war's schwer für dich, das Jahr zu tragen,
Wenn du zu keinem Menschen konntest sagen:
Ich hab dich lieb!
Und alles Leid löscht aus die letzte Stunde
Und heilend schließt sich auch die tiefste Wunde,
Wenn es beim letzten Schlage einen trieb,
Mit leisem Wort zu dir zu sagen:
Wir wollen es gemeinsam tragen —
Ich hab dich lieb!

Elke: Das Geheimnis der Neujahrsnacht

Ein tief eingewurztes Verlangen lebt im Menschen, den Schleier zu lüften, der die Zukunft verbirgt, in die geheimnisvollen Zusammenhänge des Geschehens einen Einblick zu tun. Alle Religionen haben das Warten einer Schicksalsmacht angenommen, deren Spruch sich der Mensch unterwerfen müsse. Es ist bezeichnend, daß in der nordgermanischen Mythologie sogar die Götter wehrlos waren gegen das feine Gespinnst der Nornen, die nach altem Glauben den Weltenbaum mit dem Naß ihres Brunnens frisch erhielten.

Mit Hilfe aller möglichen Zaubermittel versuchte der Mensch, die Fäden der Schicksalsmächte zu entwirren und zu deuten. Vor allem schien ihm die Zeit um Weihnachten und Neujahr dazu geeignet, denn in diesen Wochen trieben nach dem Volksglauben geheimnisvolle Geister und Dämonen ihr Wesen. Eine große Anzahl von Sitten und Gebräuchen, die zum Teil bis heute noch auf dem Lande erhalten sind, entstand aus diesen Vorstellungen. Ihr Hintergrund, eine primitive, bäuerliche Kultur ist noch deutlich erkennbar aus der Art der Fragestellung, aus dem, was erforscht werden soll. Für den Landmann ist vor allem das Wetter von großer Bedeutung. Sein Hauptinteresse richtet sich deshalb auf Wetterprophetie. Fast in ganz Mitteldeutschland ist der originelle Zwiebelkalender bekannt: Eine Zwiebel wird in 12 Stücke geschnitten und mit Salz bestreut. Jedes Stückchen versinnbildlicht einen Monat. Wo das Salz besonders naß wird, da gibt es viel Regen. Das gleiche Experiment wird mit Nußschalen, die mit Mehlhäufchen oder auch mit Salz gefüllt sind, versucht.

Ein hübscher Brauch ist das Kirschbaumorakel: Ein Kirschbaumzweig wird am Weihnachtsabend in lauwarmes Wasser gestellt. Blüht er zu Neujahr, so ist das eine Verheißung von schönem Wetter im kommenden Jahre. Aber auch das persönliche Schicksal wird erforscht und erfragt. Die bekannteste Art der Zukunftserforschung ist das Bleigießen, das auch in der Stadt noch vielfach als Unterhaltung dient. Aus der Form des geschmolzenen Metalls werden die kühnsten und phantasievollsten Schlüsse auf das kommende Jahr gezogen. Mann kann nach dem Volksglauben die Zukunft auch selbst beeinflussen, indem man am ersten Tage des Jahres so lebt, wie man gern immer leben möchte: Man trägt also viel Geld bei sich, zieht neue Kleider an, bemüht sich, recht vergnügt zu sein usw. Alle diese Vorstellungen, so unsinnig sie uns heute erscheinen, sind insofern interessant und bedeutsam, als sie ihren ursprünglichen, geschichtlichen Hintergrund noch durchschimmern lassen. Es sind letzte Reste eines alten sogenannten Analogiezaubers, der unter der Voraussetzung ausgeübt wurde, man





könne die Schicksalsmacht zwingen, das auszuführen, was man ihr vormachte.

Ein kulturgeschichtlich äußerst auschlußreiches Gebiet, in das auch gleichzeitig fröhliche und humorvolle Züge hineinspielen, umschließen die Zukunftsforschungen der bäuerlichen Frau. Hier herrscht durchweg noch die alte Zeit, in der der Mann im Mittelpunkt des gesamten Lebens stand und in der das erwerbslose Mädchen die Heirat als ihre einzige Versorgung betrachtete und darum mit allen Mitteln zu erreichen versuchte. Unübersehbar ist die Fülle von charakteristischen Gebräuchen der weiblichen Bevölkerung, für die jedes neue Jahr mit der Hoffnung begann, ob sich diesmal ihre Zukunftswünsche endlich verwirklichen. Zu den Beschäftigungen des bäuerlichen Mädchens gehört vor allem das Füttern des Viehs. Die Tiere können ihm deshalb gerade in der Jahreswende den besten Aufschluß über die Zukunft geben. Vor allem der Hahn galt als Zukunftsprophet. So ist heute noch in weiten Teilen Deutschlands die Sitte bekannt, daß das junge Mädchen in der Neujahrsnacht leise an den Hühnerstall schleicht und dreimal anklopft. Kräht darauf der Hahn, dann ist sie gewiß, im nächsten Jahre zu heiraten. Im Volksmund heißt es:

Gackert der Hahn,
So krieg ich nen Mann.
Gackert die Henn,
So krieg ich noch ken

Sehr beliebt ist auch das Pantoftelwären. Die Mädchen setzen sich mit dem Rücken an die Tür und werfen je einen Schuh hinter sich. Deutet die Schuhspitze nach der Stube, so kommt der Brautigam im nächsten Jahre. Manchmal werden auch Apfelschalen nach hinten geworfen und aus ihrer Lage die Anfangsbuchstaben des zukünftigen Ehemannes bestimmt. Das Bild des Geliebten aber erblickt das Mädchen, wenn es zwischen 11 und 12 Uhr in der Neujahrsnacht in einen bestimmten Brunnen oder in einen Quell sieht. Zuweilen treffen solche Prophezeiungen auch tatsächlich ein: die geheimen Wünsche setzen sich in zielbewußte Handlungen um, deren Erfüllung nicht ausbleibt. Häufiger ist es allerdings, daß der Neujahrszauber wirkungslos bleibt, daß der Alltag versagt, was heimliche Sehnsucht und Hoffnungen gern erreicht hätten. Trotz aller Einwände der Vernunft und der Erfahrung haben sich jedoch die alten Bräuche an vielen Orten bis heute lebendig erhalten. Der Reiz des Altertümlichen und Geheimnisvollen, die Freude am neckischen Spiel und an froher Unterhaltung, der Mangel an Zerstreuung, wie er sich auf dem Lande an langen Winterabenden fühlbar macht, sorgen dafür, daß diese Bräuche im Volke unvergessen bleiben.

Hermann Schützinger Der Silvestergraben

Die flandrische Ebene gerinnt vor Eis und Schnee. Die Pappeln stehen starr wie Schote an den Chausseen. Die Kamele sind mit einer Eisdecke überkrustet. Nur auf der Höhe 60 zerfressen die Minen und die Handgranaten die Grasnarbe, die sich unter der Schneedecke streckt und dehnt. Seit vier Wochen ist die „Spitzenstellung“ umstritten. Einmal sitzt der Tommy oben, einmal die deutsche „Höhenkompanie“. Schließlich kriegt der Tommy wieder die Oberhand. In der Stadt hinten, dem Ruhesitz der Division, aber faucht der General den Major an: „Die Höhe 60 muß ich wieder haben, Herr Major!“



„Zu Befehl, Herr General!“
„Noch in diesem Jahr!“
„Zu Befehl, Herr General!“
„Am Silvester-Abend 12 Uhr nachts will ich Meldung haben, Herr Major!“

Seidem heißt das Grabennetz am Gipfel der Höhe 60 der „Silvestergraben“.

Drei Wochen ist noch Zeit bis dahin. Man schanzt, schaufelt Schnee, säubert den Graben, schießt in die Luft, menagiert und wartet auf den großen Tag.

Vorher kommt die Kompanie nochmal in die Stadt zurück, ins „Ruhequartier“.

Dort ist am Markt ein Café, um das sich der ganze Klatsch der Division dreht.

Ein junges Mädels steht dort am Büfett; das hat der liebe Gott in seiner besten Laune fabriziert: Tannenschlank, schmale Arme, lange, weiche Beine und über der straffen Brust ein Jungmädelskopf, der alle fasziniert. Am Vormittag kommen zu einem Schnäpschen die Soldaten, am Nachmittag trinkt der General mit seinen Ordonnanzoffizieren dort einen Kaffee, am Abend soupiert dort der Major mit seinem Stab — und dann schläft irgendein seßhafter „Vize“ oder Zahlmeister oder Küchenbulle der Oriskommandantur bei der zarten Marguerite

Das ist überall nun mal so.

Der „Silvestergraben“ aber ist das Hauptgespräch im Café.

Alle sprechen davon wie von einer „dicken Sache“, die wieder mal gemacht werden muß, damit der Tommy eben wieder mal was auf die Schnauze kriegt.

Nur die „fünf Frankfurter“, die fünf „Stobtruppien“ der ersten Kompanie, die — weiß Gott — nicht aus Frankfurt sind und doch so heißen, sprechen nicht oder nur ungern davon: Ein Lehrer, ein Schlosser, ein Bauer, ein Prolet und ein Student.

Die fünf Stobullen der Kompanie sind aus dem Café überhaupt nicht mehr herauszukriegen. Sie sind vom Morgen bis zum späten Abend zu jedem Liebesdienst bereit. Sie schleppen Wasser, scheuern den Boden, putzen die Gläser und die Kannen und dann führen sie um Marguerite die Pensionsmutter einen förmlichen Indiantanz auf.

Sie atmen den Duft der Frau ein, ohne ihr nur mit einer Silbe oder mit einer Fingerspitze zu nahe zu treten, berauschen sich an ihren Augen, ihren Haaren, saugen das Spiel ihrer Glieder brennend vor Verlangen in ihre Gehirne und verkriechen sich dann wie Hunde hinter ihrem Verschlag wenn der General anfährt, wenn der Major gestiefelt und gespornt, durch die Türe klirrt oder wenn der „Küchenbulle“ nachts zu seinem Mädchen ins Zimmer geht.

Dann zittern sie alle fünf auf der Holzwohle ihrer Pritschen und graben ihre Fäuste in die Drahtmatratzen hinein.

Am letzten Tag vor dem Ausmarsch in den „Silvestergraben“ inszenieren sie mit Marguerite noch ein großes Geraufe. Dabei reißt ihr irgendein Tollpatsch die rote Haarschleife vom Kopf.

„Die behalt ich zum Andenken an Marguerite!“ ruft triumphierend der Student.

„Nein, ich hab sie zuerst gehabt!“ ruft der Lehrer. „Mir gehört sie! Oder wenigstens die Hälfte davon!“

„Pardon, meine Herren!“ entscheidet Marguerite, „jede Soldat ein Stück Band! Jeder Herr un ruban rouge in seine Knopfloch — als Ritter von die Legion d'honneur! Attendez! Ich dekoriere!“

Sie reißt das Tuch in fünf Teile und steckt jedem der „fünf Frankfurter“ ein Stück Band ins Knopfloch hinein.



Am Abend sieht die Kompanie marschbereit am Markt und rückt zur Ablösung auf die Höhe 60 durch die flandrische Nacht.

Sechs Tage und sechs Nächte wird an den „Ausfallstufen“ geschanzt. Weihnachten fliegt wie ein Gespenst an den heißen Schädeln der Infanteristen vorbei. Dann stellt sich in der Abenddämmerung der erste Zug zum Sturm auf den „Silvestergraben“ bereit. Der Major geht prüfend die Front entlang, kommt zum „Stobtrupp“ zu den „fünf Frankfurter“ der Kompanie.

„Ihr seid wohl verrückt! Nehmt die roten Bändel ab!“

Wie versteinert schauen die Fünf auf ihn.

„Nehmt die Bändel ab!“ grollt der Major.

Keine Antwort. Kein Finger rührt sich. Schließlich wendet sich der Major in den nächsten Graben hinein und brummt:

„Dumme Gesellschaft! Wie kann man so abergläubisch sein! Wie wenn ein Fetzen Tuch eine Kugel anderswohin dirigiert!“

Und dann gehts los! Der Silvestergraben heult auf wie ein wildes Tier. Artillerie, Minenwerfer, Handgranaten, Maschinengewehre, Gas. Die Luft ist eiskalt und klar und verdreht den Höllenlärm. Brocken spritzen, Balken splintern, Menschen schreien und stürzen. Ein Tollhaus wirbelt über den Silvestergraben hinweg.

Zweihundert Tote liegen im Schnee und in den Drähten der Drahtverhaue und der Major meldet um 1/2 12 Uhr an den „General“:

„Der sogenannte Silvestergraben ist in unserer Hand!“

An der Sappenspitze, ganz vorn am Feind, sieht er die „fünf Frankfurter“ mit ihren roten Bändern im Graben liegen. Eine einzige Mine hat sie umgelegt — den Lehrer, den Schlosser, den Bauer, den Studenten und den Prolet.

Eben ist es zwölf Uhr nachts — und die „Silvestersalve“ frißt sich wie ein riesiges Donnerwetter von der Schweiz zum Meer.

In der Stadt drunten, im Café am Markt aber klingen die Silvester-Gläser und im ersten Morgenlicht drückt sich der „Küchenbulle“ zu seinem Mädchen hinein.

Walter G. Oschilewski Silvesterfeier im „Strammen Fisch“

Wie wir im „Strammen Fisch“, einem höchst anständigen Seemannskeller, Silvester feierten, will ich erzählen:

Josua war da, Fiete, Witteknicht, Olga, Stine, der dicke Kombüsenchef Baldrian vom Doppelschraubendampfer „Jerusalem“, ein Nigger, ein Sauknecht, drei Chinalaute und einige hübsche Mädels. Kurz nach 11 Uhr stellten wir den Weihnachtsbaum auf die Straße und poussierten die Pärchen an, die aus Altona kamen. Ueber Hamburg war der Himmel hochgezogen, Regen war auch nicht da, von Schnee gar nicht zu reden, vereinzelt leuchteten die Sterne.

Kurz vor halb 12 Uhr kam Jonathan, die Backen voll Priem gestopft und schon halb besoffen. Wie eine Oelbarkasse schob er sich durch die Gassen, gradeswegs in den „Strammen Fisch“ hinein. Dreckig war der Kerl, den Bart voll Syrup und stank, daß sich einem die Nase krümmte. Die Mütze saß ihm schief auf den Ohren, wie ein angehaener Kahn, die Jacke muß er im Hippodrom gelassen haben.

Auch Timm kam noch. Das muß ich nun doch erzählen, wer Timm Wulper ist. Ein höllischer Bursch, ein gefeiferter Jung, ein edler Knabe, dreizehn Topp hoch, also sind das fast zwei Meter, langbeinig, mit einer Brust wie ein Sierrad. Das wässrigste an ihm sind seine Augen; meergrün schillern sie Olga an und dann juckts in den Fingern und los scherbeln sie durch die Stube. Der Nigger schreit

wie angebissen, Timm haut ihm eins in die Fresse — denn Olga ist seine Braut, ein anständiges Mädchen in St. Pauli.

Als es im vorigen Monat bei James Simon in der Dachstraße brannte, sprang Timm kopfüber in die Flammen, James Simons Jüngstes zu retten. Mit verbrannten Augenbrauen gelang es. Drei fünfzackige Sterne drückte ihm das Feuer auf die geschrammte Segelstirn, das linke Ohr fiel in Asche. Nun zierte eine blanke Medaille Timms schiere Seemannsbrust; Geld gabs nicht. Wir wußten es ja alle. James Simon ist ein Schweinehund. Sechszwanzig protzige, nagelneue Kähne schwimmen für seinen Geldsack die Elbe hinunter; Rohzucker und Früchte. Aber, wie gesagt, er ist ein Schweinehund.

So, nun waren wir alle zusammen.

Der alte Klaus Heuwischer, was unser Wirt ist, braute einen höllischen Trank. Eine Suppe aus Rotwein, Rum, Selters und Absinth. Wir gossen dazu kochendes Wasser und fünf Pfund indischen Zucker in den großen Kupferpott. Witteknicht nahm Stine, Timm Olga und ich die kleine Mariann in den Arm; die anderen lagen uns zu Füßen und soßen nur. Der Nigger stiepte auf dem großen Bohlentisch, daß die Petroleumlampe schwankte, die Chinesen steckten sich Streichhölzer in die Nasen, eine verfluchte Drahtmusik zerriß die Nerven. Es war lustig, es war warm, und in dieser Stunde, da wir alle Kameraden waren, trunken oder auch nur vom Fusel angebrüht, zitterte und lebte in uns ein Herz und eine Seele. Schön war das.

Am Himmel brannte ein Stern nach dem anderen auf. Trotz der Knallerei in den Gassen war es doch irgendwie still in der Welt. Das Meer, das wir liebten und verfluchten, diese Wüste aus Wasser und Wind, lag uns ruhig wie ein Stück Leder festgeschnallt im Rücken; grad jetzt fiel wieder ein Jahr hinüber.

Die Glocken liefen singend über Hamburg; tausend Wünsche flogen hoch; Trotz und Verachtung quoll aus vielen Mündern.

Jonathan schnitt mit seinem Taschenmesser vor lauter Uebermut Olga die Bluse auf, sprang dann hoch, wie von einem Steestern gestochen, Olga schrie, Jonathan spie je einmal in alle vier Richtungen der Windrose, süd-, ost-, west- und nordwärts und legte dann los:

Verwässerte Gemeinde! Hamburgische Herrschaften auf dem Wasser und auf dem Lande — Hupp! — ich deroselbst, Jonathan Strohbinder, abgetakelter Seemannsmaat — Hupp! — seiner S.M.S. (seiner ehemaligen Majestät) „Kaiserin Augusta“ — Hupp! — weiland Nachtwächter Nummer 26, Kai X, am Petroleumhafen, für die Nacht vom 31. Dezember bis 1. Januar beurlaubt — Hupp! — euch nachgedrücktes Rätsel aufzugeben: Es ist etwas, es wird etwas sein — Hupp! — es war Dreck, es war schön wässrig — Hupp! — es stank nach Fusel — Hupp! — und wir wünschen es alle weg — Hupp! — was ist das?“

„Hupp! — weiter! — Es purzelt, es haut ab — Hupp! — wird klein wie eine Wanze, wir seilens los: Was ist das?“

„Hupp! — Verwässerte Gemeinde! Falten wir unsere Hände — Hupp! — bitten wir seefällig den heiligen Klabaubermann um seinen Segen, guten Wind, fette Heuer, treue Weiber — Hupp! — um alles Salzwässrige immerdar. Damit Olga keine Kinder mehr kriegt und Stine neue Gäste. Behüt uns vor dem Saubarsch, dem Reeder. Stopf dem Käpt'n Käse in den Rachen. Laß uns — Hupp! — selig ums „Cap der guten Hoffnung“ schiffen — Hupp! — hilf — Hupp! — den Seeleuten und Nachtwächtern in allen Häfen und auf allen Wassern der Welt! Gottseigebums, Klabaubermann — Hupp! — Amen!“

1 Uhr wars. Die Hölle war los, als Jonathan beendet hatte. Die Mädchen heulten. Olga warf sich an meine Brust. Der Nigger

